

# Ein Marquis Posa in Bonn unerwünscht

Die letzte „Literatur 65“, Beilage des „Neuen Deutschlands“, informierte den Leser darüber, daß in der zweiten Hälfte dieses Jahres „Der Stellvertreter“ von Rolf Hochhuth auch bei uns erscheinen wird. Der Name Hochhuth ist seit geraumer Zeit in aller Munde und spielt gerade jetzt in Widerstand gegen Notstandsgesetze und Bildungsnotstand keine unwesentliche Rolle. Ein Grund mehr, sich dieser Persönlichkeit zuzuwenden.

Im Roman Max Frischs „Mein Name sei Gantenbein“ findet sich auf Seite 103 eine in Paraphrasen gesetzte Reflexion des Autors folgenden Wortlauts: „Manchmal scheint auch mir, daß jedes Buch, so es sich nicht befaßt mit der Verhinderung des Kriegs, mit der Schaffung einer besseren Gesellschaft und so weiter, sinnlos ist, müßig, unverantwortlich, langweilig, nicht wert, daß man es liest, unstatthaft. Es ist nicht Zeit für Ich-Geschichten. Und doch vollzieht sich das menschliche Leben oder verfehlt sich am einzelnen Ich, nirgends sonst.“ Sartres Reminiszenzen in jüngster Zeit lauten ähnlich: Unbehagen und Eingeständnis des verantwortungsbewußten Schriftstellers, die Diskrepanz zwischen Individuum und Gesellschaft nicht mehr überbrücken zu können, ohne Tatbestände zu verfälschen. Der Hinweis, daß sich alles menschliche Leben am Ich vollziehe, ist nicht erkenntnistheoretisch auszuweisen, sondern ist als eingeständene oder ungestandene Entschuldigung dem eigenen Ungenügen gegenüber zu verstehen, sich mit bloßen Ich-Geschichten, mit Assoziationsreihen, mit intellektuellem Kalkül oder dem ästhetischen Genieß an vollender Form zufriedengeben, den Spannungsbogen zwischen dem Einzelnen und dem Ganzen verfehlt zu haben.

Gerade das aber gelang Hochhuth mit seinem „Stellvertreter“. Um Mißverständnisse zu vermeiden: Das bedeutet nicht, Hochhuth habe als Künstler Frisch oder Sartre überholt, sondern daß dieser junge Autor einen geistigen Standort bezog, den auch bedeutende Autoren der bürgerlichen Welt nicht mehr für beziehbar hielten oder halten. Die Reaktion auf das große politisch-historische Drama Hochhuths – gelfernde Ablehnung von Dibelius bis Schröder und Erhard einerseits, erschütternde Zustimmung von jüdischen Überlebenden bis Niemöller, Grüber, Albert Schweitzer und Walser andererseits – beweist, daß es in der Auseinandersetzung um dieses Stück vor allem um den geistigen Standort geht, erst sekundär um den Grad des künstlerischen Gelingens.

Obwohl die Uraufführung des „Stellvertreter“ bereits reichlich zwei Jahre zurückliegt, hält die Diskussion um dieses Werk unvermindert an, versteinen sich die kontrastierenden Haltungen, festigen sich die divergierenden Meinungen, werden es der Skandale um dieses Schauspiel nicht weniger. So demonstrierten Schweizer Bürger unter Losungen wie „Fort aus Basel“ oder „Basel ist kein Vietnam“ vor dem Baseler Stadttheater, bedrohten anonyme Anrufer Schauspieler und Intendanten, erhielten alle an der Aufführung Beteiligten die Aufforderung, in den Streik zu treten; erteilte man dem Autor, der seinen Wohnsitz in der Schweiz nehmen wollte, keine Aufenthaltsgenehmigung, kurz: man drohte mit Boykott.

Das Stück läßt sich – weil es eine der brennendsten Fragen aus der jüngsten Geschichte so stellt, daß es kein Ausweichen vor der Antwort gibt – nicht einfach totschweigen oder diffamieren. „Dieses Stück“, so schreibt Erwin Piscator, der den „Stellvertreter“ am 20. Februar 1963 im Theater am Kurfürstendamm zur Uraufführung brachte, „ist ein Geschichtsdrama im

Schillerschen Sinne. Es sieht, wie das Drama Schillers, den Menschen als Handelnden, der im Handeln „Stellvertreter“ einer Idee ist: frei in der Erfüllung dieser Idee, frei in der Einsicht in die Notwendigkeit „kategorischen“, das heißt sittlichen, menschenwürdigen Handelns. Von dieser Freiheit, die jeder besitzt, die jeder besaß auch unter dem Naziregime, müssen wir ausgehen, wenn wir unsere Vergangenheit bewältigen wollen. Diese Freiheit leugnen hieße auch die Schuld leugnen, die jeder auf sich genommen hat, der seine Freiheit nicht dazu benützte, sich gegen die Unmenschlichkeit zu entscheiden. – Der „Stellvertreter“ straft alle die Lügen, die meinen, ein historisches Drama der Entscheidungen sei nicht mehr möglich, da dem Menschen Entscheidungen an sich nicht mehr möglich seien in der Anonymität, in der Geschichtslosigkeit der gesellschaftlich-politischen Vorkerungen und Zwänge, in der absurden Konstruktion des menschlichen Daseins, in welchem alles im Vorhinein entschieden sei. Eine solche Theorie der Auslöschung geschichtlichen Handelns kommt allen denen entgegen, die sich heute vor der Wahrheit der Geschichte, vor der Wahrheit ihrer eigenen geschichtlichen Handlungen drücken möchten.“

Das gerade wollte Hochhuth verhindern, darum schrieb er dieses Stück, das von seinem Bekanntheit zumut: Die tiefe innere Beteiligung des Autors wird in jedem Satz deutlich. Die bereits erwähnte Assoziation zu Schiller

## Hochhuth

geboren am 1. April 1931 in Eschwege bei Kassel als Sohn eines Schuhfabrikanten. Lernte Sortimentsbuchhändler und arbeitete als Lektor in einem Verlag. „Der Stellvertreter“ – sein Bühnenstück – wurde am 20. Februar 1963 uraufgeführt.

Hochhuth hatte intensives Quellenstudium betrieben. Er weilte 1959 für drei Monate in Rom, wo er an Ort und Stelle weitere Studien trieb.

Gegenwärtig arbeitet Hochhuth an einem neuen Stück. Er will es „Der Arbeitergeber“ nennen.

Rolf Hochhuth hatte sich in der jüngsten Zeit mit seinem Aufsatz „Der Klassenkampf ist nicht zu Ende“ den Groß der offiziellen bundesdeutschen Regierungskreise zugezogen.

Der Aufsatz wurde von FORUM unter dem Titel „Die chloroformierte Gesellschaft“ gedruckt.

Desgleichen wurde „Der Stellvertreter“ in der Nr. 14/15 veröffentlicht.

stellt sich in diesem Zusammenhang erneut ein. So wie wir in den Worten Posas an Philipp II. die Stimme Schillers, seine persönliche leidenschaftliche Anklage erkennen, so vernehmen wir in den Worten Riccardo Fontanas an Papst Pius XII. die Stimme Rolf Hochhuths:

„Ich werde diesen Stern (gemeint ist der Judenstern. U. R.) solange tragen bis Euer Heiligkeit vor aller Welt den Mann verfluchen, der Europas Juden viehisch ermordet.“

Wann endlich wird der Vatikan so handeln, daß uns Priestern wieder erlaubt ist, ohne Scham zuzugeben, daß wir Diener der Kirche sind, die in der

Nächstenliebe ihr oberstes Gebot erblickt – Gott soll die Kirche nicht verderben, nur weil ein Papst sich seinem R...“

Riccardo Fontana, der Held und Märtyrer des vor unserem geistigen Auge ablaufenden Geschehens, ist Katholik, folglich kann es sich um kein antikatholisches oder antikatolisches Stück handeln. Hochhuth erhebt vielmehr Anklage gegen Papst und Vatikan. Er stützt sich dabei auf Tatsachen, die dokumentarisch belegt und belegbar sind.

Worum geht es in Hochhuths Drama? Es geht um die Frage: Hatte Papst Pius XII., der zur Zeit der Herrschaft des Faschismus im Vatikan residierte, als „Stellvertreter“ (Deshalb auch der Titel des Stückes.) Gottes auf Erden nicht die moralisch-ethische Pflicht, gegen die Juden deportationen zu protestieren? In diesem Zusammenhang ist es irrelevant, darüber zu rätseln, ob der Protest Erfolg gehabt oder gescheitert hätte.

Hochhuth greift damit nicht nur eine heißumstrittene Frage auf, sondern zielt gleichermaßen auf die bundesdeutsche Wirklichkeit, wenn er die Frage nach dem Mut zur persönlichen Entscheidung, zur persönlichen Verantwortung stellt. Dieser Bezug ist auch das Kriterium für jede einzelne Figur des Schauspiels.

Die Gestalten enthüllen sich uns nicht in intimsten menschlichen Beziehungen, sondern einzig in der Stellung zum gefährdeten Mitmenschen und in der Bereitschaft, was sie für diesen einzusetzen bereit sind. Darum ist es nicht verwunderlich, daß Liebe und Freundschaft als Ausdruck persönlichster Bindungen in diesem Drama als notwendiges Agens keine Rolle spielen. Die Zuspitzung der Konflikte – die sich natürlich im individuellen Bereich niederschlagen müssen – wird durch die agierenden gesellschaftlichen Kräfte erreicht. Die Komposition eines solchen Dramas erfordert einen ausgeprägten Kunstverstand. Hochhuth besitzt ihn. Das beweist der geschickte Handlungsaufbau, zeigt bereits die erste Szene des ersten Aktes, die in Berlin, im August 1942, an einem Spätnachmittag spielt. Man präge sich das Datum genau ein! Die Handlung des Stückes setzt also zu einem Zeitpunkt ein, da sich die Wende des Krieges abzuzeichnen beginnt. Gerade deshalb muß der Vorwurf, geschwiegen zu haben, den Papst um so schwerer treffen. Hochhuth erreicht dadurch eine Exponierung der Situation; wie auch die Tatsache, daß der Jesuitenpater Riccardo nicht im katholischen Klerus, sondern in dem SS-Offizier Kurt Gerstein (eine historisch existente Person), der im Schutze der Mörderuniform gegen den Faschismus arbeitete, seinen Verbündeten im Kampfe gegen Hitler findet, die Exponiertheit dieser Figur betont.

Die erste Szene, ein Zusammentreffen zwischen Riccardo, dem päpstlichen Nuntius und Kurt Gerstein, der zweifelt um Einspruch des Papstes gegen die Massenmorde der Faschisten bittet, vermittelt bereits ein Bild von der Kräftekonstellation, die für das ganze Drama bezeichnend ist: Um Hitler als Verbündeten gegen den Osten nicht zu verlieren, läßt man zu, daß Millionen Juden ermordet werden. Diese Wahrheit ungeschminkt auszusprechen, ist wahrlich in der „freien Welt“ nicht üblich.

Auch formal gesehen ist Hochhuths Stück kein Schauspiel im üblichen Sinne. Acht bis zehn Stunden müßte der Theaterbesucher ausharren, wollte er das Ganze ungekürzt als Theatererlebnis in sich aufnehmen. Ein Widerspruch zu der mehrfach betonten Ana-

logie zu Schillers Dramaturgie? Nein. Bereits im klassischen Theater finden wir epische Elemente. Episches Theater ist keine Erfindung der Neuzeit, sondern im Grunde eine Wiederaufdeckung. Hochhuths Drama ist eine objektive Möglichkeit der konzeptionellen Annäherung zwischen Schiller und Brecht. Notwendigerweise ist auch Hochhuth der Moderne verpflichtet. Auch er läßt sich von der Erkenntnis leiten, „daß die Realität unserer Zeit nicht mehr in novellistisch einmaligen ‚privaten‘ Situationen und Konflikten wiedergegeben werden kann, sondern daß man nach einer Ausweitung, nach einer Verallgemeinerung, unter bestimmten Bedingungen nach einer Abstrahierung ins Allegorische streben muß“.

Insofern kann der Autor nicht umhin, Regieanweisungen, historische Dokumente und Requisiten als organische Bestandteile in das Bühnengeschehen einzubeziehen, weil sie jenen allgemeinen Bezug über das bloß Individuelle hinaus verdeutlichen und erklären sollen.

Hochhuth geht es also nicht um einen interessanten Einzelfall, sondern eine Gesamtschau menschlicher Verhaltensweisen in einer bestimmten Zeit; er fällt ein Urteil über diese eingenommene Haltung und zwingt den Leser zur Identifizierung mit dem Geschehen auf der Bühne, um die verändernde Kraft des Theaters zu erproben und zu erweisen. Das ist ein Grund, weshalb wir Hochhuth als legitimen Nachfolger Schillers bezeichnen können.

Mit dem „Stellvertreter“ will der Dramatiker dem bundesbürgerlichen „Vergessenwollen in Dingen unserer jüngsten Geschichte“ entgegenwirken. Wie nötig das ist, beweist auch der folgende Brief:

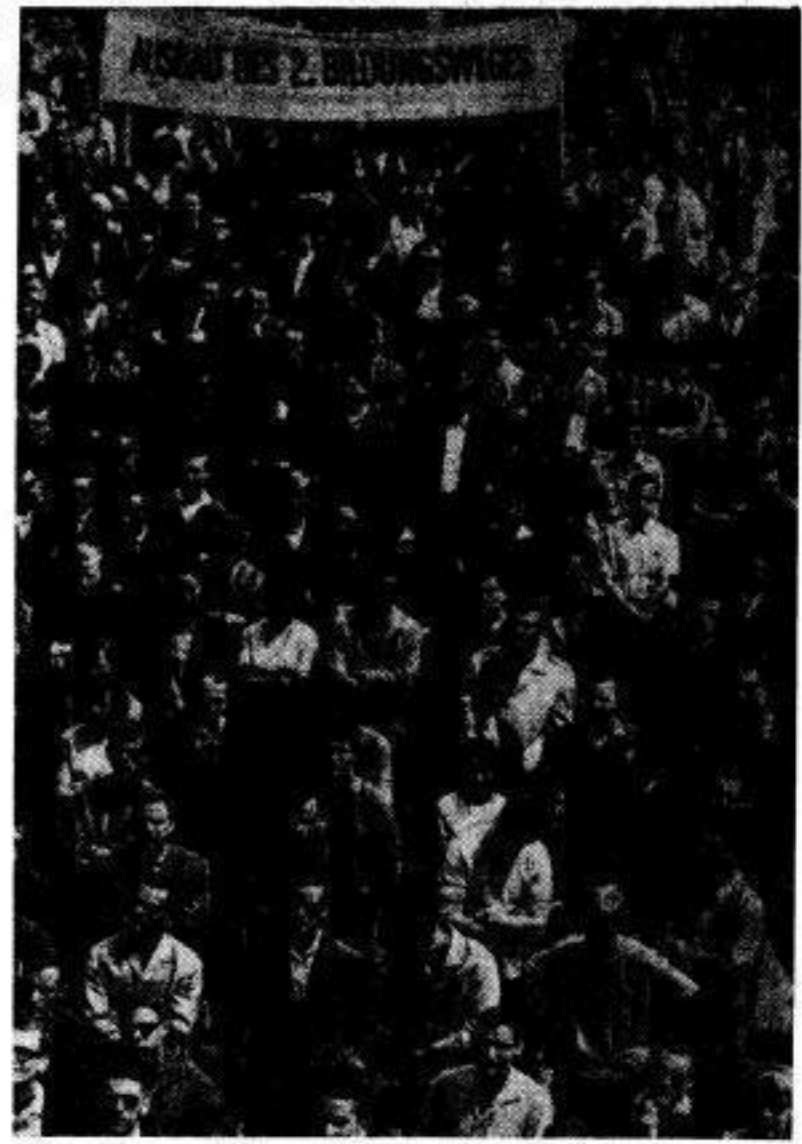
„Sehr geehrter Herr Hochhuth! Als jüdischer Mischling bloß zweiten Grades, aber mit stets gegenwärtiger und widerwärtiger Vergangenheit habe ich mit atemlosem Interesse Ihren „Stellvertreter“ gelesen und möchte Ihnen sagen (ganz egal, wieviele Briefe Sie bekommen), daß Sie eine großartige Arbeit geleistet haben, zu der ich und meinesgleichen laut „Ja“ sagen können, nein, müssen. Ich bewundere Ihre Leistung; sehr wahrscheinlich ist Ihnen bei jeder Zeile, die Sie niederschrieben, geradezu übel geworden; stellenweise, wo es nötig war, haben Sie den Tenor so haarscharf wiedergegeben, daß man tagelang nicht mehr essen mag – so nahe kommt wieder all das Eckelhafte auf einen zu.“

Ich beglückwünsche Sie zu dieser Arbeit und danke Ihnen im Namen vieler, die zu müde geworden sind, um noch ein Wort zu all dem sagen zu können. Uns hat man schon in der Schule für die anderen mitgeprügelt – so ähnlich drücken Sie es aus. Stimmt genau. Ich bin heute 40, fühle mich aber ständig geprügelt. Oder sind es die alten Wunden –?

Mit sehr schönen Grüßen und den allerbesten Wünschen  
Marianne Hasebrauk,  
Bergalingen bei Säckingen (Baden)  
Mai 1963

Die letzten Zeilen dieses Briefes konfrontieren die Gegenwart mit der Vergangenheit, lassen die Konturen zwischen beiden verschwimmen, das Heutige erweist sich als Gestrüß, das Vergangene lebt in der Gegenwart.

Und dem Vergangenen im Gegenwärtigen sucht Hochhuth mit der Waffe der Kunst zu begegnen. So nimmt es nicht wunder, ihn unter den Autoren des „Plädoyer für eine neue Regierung“ zu finden. Hochhuth gehört zu denen, für die das Zitat gilt: „Er marschiert an unserer Seite, wenn auch nicht im gleichen Schritt.“ –roi



## Zornige junge Leute...

Zehntausende westdeutsche Studenten protestierten am 1. Juli 1965 gemeinsam mit ihren Professoren und Dozenten, mit Schülern und jungen Arbeitern in 120 Städten der Bundesrepublik gegen die unverantwortliche Bonner Bildungspolitik. In München erklärte vor 7000 Studenten der Präsident der westdeutschen Rektorenkonferenz, Prof. Dr. Rudolf Sievert, daß jedes Nachlassen von Heranbildung hochqualifizierter Wissenschaftler katastrophale Folgen für die gesamte westdeutsche Bevölkerung haben würde. Foto: ZB

## In Rauch aufgegangen

(UP) Wie DPA aus Göttingen berichtet, verbrannten Studenten Exemplare der deutschen Übersetzung eines Redemanuskripts des amerikanischen Botschafters Mc Ghee, der in der Aula der Universität zu den „Aufgaben der freien Welt“ gesprochen hatte. Vor dem Gebäude demonstrierten zur gleichen Stunde einige Dutzend Göttinger Studenten und ihre ausländischen Kommilitonen gegen den Kriegskurs der USA-Regierung in Vietnam. Es wurden Flagblätter verteilt, die forderten, die Volkskräfte in Vietnam als gleichberechtigte Verhandlungspartner anzuerkennen.

## Krise an Schweizer Unis

Laut eines Artikels von Pierre-Yves Jacopin in der Lausanner Universitätszeitung VOIX UNIVERSITAIRES sind alle heutigen Universitätsfragen in zwei engverwandten Problemen verwurzelt: der Demokratisierung der Studienpläne und der Bildungsreform. Darüber gewann man in der Schweiz zum ersten Mal während der Maidemonstrationen des Jahres 1963 Klarheit.

Die Stadt Lausanne hat eine Anzahl von Verbesserungen durchgeführt, um der Überfüllung der Klassen abzuhelfen und Studenten, die finanzielle Hilfe bedürfen, kantonale Zuschüsse zu gewähren. Die Schweizer Bundesregierung reagierte durch die Ankündigung eines Studenten-Wohnprogramms, indirekter Subventionen für ein Automatenrestaurant und anderer Erleichterungen. „Die Einstellung der Behörden zur Demokratisierung der Studien wird offenkundig immer vorsichtiger und spitzfindiger“, bemerkt VOIX UNIVERSITAIRES.

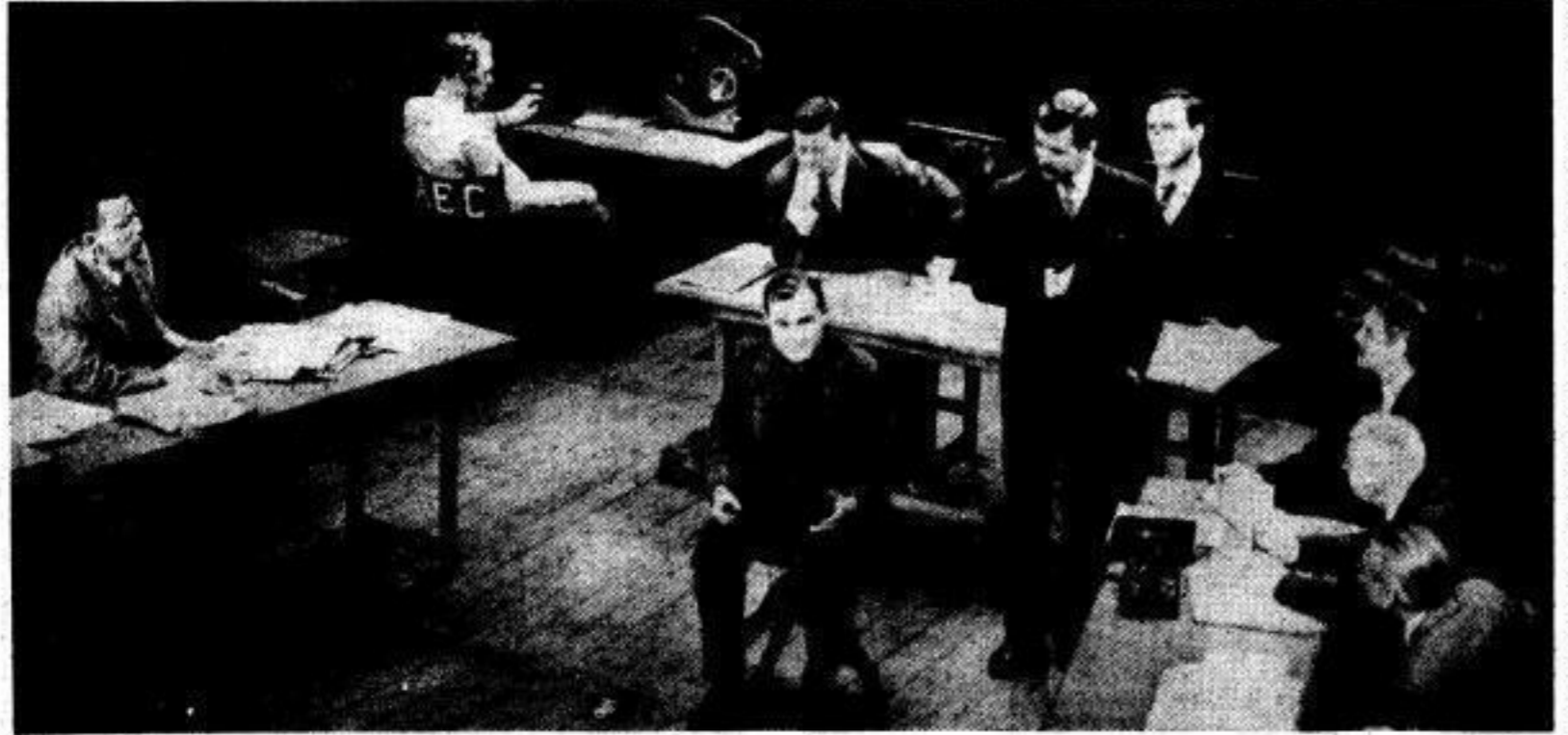
Herr Jacopin stellt fest, jeder Lausanner Student, der sich im geringsten der Lage und seiner Aufgaben bewußt ist, erkenne, daß die Universität in der heutigen Schweiz den Bedürfnissen der Gesellschaft unzulänglich angepaßt ist und eine Krise durchmacht. Aber die Regierung scheint der Sache nicht auf den Grund gehen zu wollen, und dabei plant man den Bau einer ultramodernen Universität in Dorigny.

Laut der Lausanner Studentenzeitung ist, im Grunde genommen, die derzeitige Krise an Schweizer Universitäten der industriellen Revolution zuzuschreiben. Letztere hat zwei Phänomene ins Leben gerufen: Spezialisierung (die in einer Handwerker-gesellschaft nicht existiert) und Massenproduktion, aus der ein Proletariat hervorgeht. „Die sozialen Folgeerscheinungen hiervon sind eine sehr starke Nachfrage nach Spezialisten seitens der Industrie und eine allgemeine Erhöhung des Lebensstandards, was einerseits große Nachfrage nach Spezialisten mit Universitätsbildung, und andererseits unter den weniger privilegierten Gruppen die Hoffnung auf eine Besserung der Lage hervorruft.“

An den Universitäten spiegelt sich das in einem Abschwenken von der Konzeption der akademischen Bildung im mittelalterlichen Sinn wider, wobei der Professor abstraktes Wissen vermittelt, zugunsten eines technokratischen Bildungstypus mit dem Ziel einer Oligarchie von Spezialisten.“

(Aus „Welt-Studenten-Nachrichten“ Nr. 11-12/64)

„Universitätszeitung“



Der in Westdeutschland lebende Schriftsteller Heinar Kipphardt wurde mit seinem szenischen Bericht „In der Sache J. Robert Oppenheimer“ auf vielen europäischen Bühnen stark beachtet. Unser Bild zeigt eine Aufführung im Berliner Ensemble mit Ekkehard Schall in der Titelrolle. Der „Fall J. Robert Oppenheimer“ steht bei Kipphardt synonym für den verantwortungsbewußten Wissenschaftler in der Auseinandersetzung mit der Politik der Atomhysterie und des Gesinnungsterrors in den USA.